

AB 51.

Die Leipziger Mission in Afrika.

I.

Verlag Deutscher Evangelischer Filmdienst
Dresden=A. 1 / Ammonstraße 2

Dorbemerkung.

1893 setzte die Leipziger Mission in Deutsch-Ostafrika mit ihrer Arbeit ein, nachdem sie bis dahin nur in Indien und Britisch-Ostafrika gearbeitet hatte. Das Netz der Station dehnte sich nach und nach über den Kilimandjaro, den Meru und das Paregebirge im Nordosten des Schutzgebietes und schließlich bis nach Tramba weiter im Innern aus. 1920 wurden die Missionare bis auf zwei Estländer von der britischen Regierung ausgewiesen. Mit Hilfe amerikanischer und anderer nicht-reichsdeutscher Missionare gelang es jedoch, das Werk über Wasser zu halten.

Das Textheft will die einzelnen Bilder erläutern. Eine Einleitung und ein abschließendes Wort hinzuzufügen, bleibt dem Vortragenden überlassen.

1. Bild: Trägerkarawane.

Ostafrika ist arm an Verkehrsmitteln. Vielsach werden auch heute noch die Güter durch Menschen befördert und zwar als Traglasten auf dem Kopfe. Der Durchschnittsneger vermag auf diese Weise ungefähr einen Zentner zu tragen. Für eine größere Reise braucht man natürlich eine ziemliche Anzahl Träger. Die zur Gründung unserer Mission am Kilimandjaro ins Innere ziehende Karawane bestand aus 199 Mann. Unser Bild zeigt zwei Missionare (Blumer und Thiele) mit acht Trägern im Begriff, von Marangu nach einer der westlichen Stationen aufzubrechen. Mit dem Eindringen der Europäer begann für den schwarzen Erdteil eine neue Zeit des Verkehrs: Straßen wurden angelegt, Eisenbahnen gebaut und Wagenverkehr eingerichtet.

2. Bild: Zurüstung eines Ochsenwagens.

Unser Bild zeigt die Zurüstung eines Ochsenwagens. Über dem Karren, der zur Beförderung von Menschen dienen soll, wird auf runden Holzreifen eine Plane zum Schutz gegen Sonne und Regen gespannt. Früher benutzte man, um auf unser Arbeitsfeld zu gelangen, die große Fahrstraße (Barabara) von Voi, einer Station der englischen Ugandabahn, durch die Serengetisteppe. Eine Wagenfahrt dauerte sechs bis acht Tage. Die Wagenführer wurden in der Regel aus dem Stamm der Taita genommen, die in den Burabergen wohnen. Zwei Ochsen oder vier Majaiesel zogen den Wagen.

3. Bild: Rast auf dem Marsch.

Man tut am besten, am Tage zu marschieren und nachts zu rasten. Die Zugtiere werden nachts zum Schutz gegen Löwen und

andere wilde Tiere in einem Dornverhau untergebracht. Manche Reisende lieben es allerdings, der Kühle wegen bei Nacht zu reisen. Wer es nicht vorzieht, ein Zelt aufzuschlagen, kann leidlich bequem im Ochsenwagen nächtigen. Wir sehen hier Familie Kaum und Missionar Gutmann auf der Rast. Es ist wohl schon gegen Abend. Sonst würden die Europäer nicht ohne Tropenhelm gehen können.

4. Bild: Zebra, von einer Löwin überfallen.

In der ostafrikanischen Steppe lauern mancherlei Gefahren. Noch heute birgt sie einen großen Wildreichtum und zahlreiche Raubtiere, vor allem Löwen und Leoparden. In der Steppe zwischen Kilimandjaro und Meru kann man tausenden von Zebras und Antilopen begegnen, eine beliebte Beute für den König der Wüste.

5. Bild: Erlegter Elefant.

Auch Elefanten sind im Kilimandjarogebiet anzutreffen wie in den Bergwäldern. Wer den Urwald oberhalb unserer Missionsstationen aufsucht, stößt dort nicht selten auf Elefantenpfade, und es kommt wohl auch vor, daß der nicht immer ganz harmlose Dickhäuter zu den Wohnungen der Menschen herabsteigt.

6. Bild: Leopard als Jagdbeute.

Unter den Raubtieren ist der gefährlichste Feind für Mensch und Vieh der Leopard, diese schöne, gefleckte Katze mit den gewaltigen Zähnen und den scharfen Krallen. Er schlägt Antilopen, Schafe, Ziegen, Kälber, kleine Haustiere, gelegentlich sogar Menschen, besonders Kinder. Man fängt ihn in schweren eisernen Fallen und erlegt ihn in der Falle. Unsere Missionare haben häufig Gelegenheit zur Jagd auf Leoparden gehabt.

7. Bild: Flußtal.

Die Südseite des Kilimandjaro und die Steppe am Fuß des Berges sind von zahlreichen Bächen und Flüssen durchzogen, die sämtlich zum Flußgebiet des Pangani gehören. Ein Flußlauf in der Steppe ist schon von weitem an dem sogen. „Galeriewald“ erkennbar, Baumbeständen auf beiden Ufern des Flusses. Unser Bild zeigt ein Flußtal in dem herrlichen unteren Laubwald des Kilimandjaro. Wie gern hält man nach der heißen Wanderung durch die Steppe hier Rast, wo einen wohltuende Kühle und Frische empfängt.

8. Bild: Eingebornensteg über einen Fluß.

Die Brücken der Eingebornen sind meist äußerst primitiv, schwankend und unsicher. Der Schwarze geht gewöhnlich durchs Wasser. Ist das wegen Hochwasser oder der Nähe von Krokodilen nicht möglich, dann dient ein über das Gewässer gelegter unbe-

hauener Baumstamm als Übergang. Selbst mit schweren Lasten beladen gehen die Neger schwindelfrei über diesen Baumstamm hin. Dem beschuhten Europäer würde das schwerlich möglich sein.

9. Bild: Von Europäern gebaute Brücke.

Derartige mangelhafte Flußübergänge hemmen den Verkehr nicht wenig. Deshalb wurden von der Regierung, von den Missionaren oder Pflanzern bessere Brücken angelegt in der Weise, wie das Bild eine sehen läßt. In den Regenzeiten sind durch die reißenden Wasserfluten schon viele schöne Brücken zerstört oder weggeschwemmt worden. Man wird in Zukunft auf einen noch zweckmäßigeren Brückenbau zukommen müssen.

10. Bild: Affe.

Auf den hohen Bäumen in der Nähe der Wasserläufe halten sich gern Affen auf. Es gibt in jenen Strichen Paviane, Meerkazen, Colobusaffen u. a. Dies ist eine Meerkaze, und zwar die kleine graue Art, die sehr niedlich und gelehrt ist, auch verhältnismäßig leicht zu zähmen. In den Märchen der Dschagganeger spielt der Affe ebenso wie der Leopard eine große Rolle.

11. Bild: Wasserfall.

Die aus der Höhe herabstürzenden Wasserbäche und Flüsse des Kilimandjaro bilden nicht selten auf ihrem Laufe kleinere oder größere Wasserfälle. Zu den größeren gehört der Wasserfall des Kimo bei Marangu, den uns dies Bild zum Teil zeigt. Bekannt ist der Wasserfall des Usaranga-Baches in der Nähe der Station Moschi. Er stürzt in zwei Abzügen tief hinunter und bildet unten ein Becken, das von üppiger Vegetation umrahmt ist.

12. Bild: Bad im Fluß.

Neben den Wasserfällen bilden die Bäche häufig kleine Kessel oder Weiße. Sie können leicht zu angenehmen Baderplätzen umgewandelt werden. Der heidnische Eingeborne freilich meidet sie, da sie als Eingänge in die Unterwelt gelten und man die Nähe von Geistern fürchtet.

13. Bild: Eingebornentypen.

Die Bevölkerung, an der die Mission arbeitet, gehört mehreren Stämmen an, die aber untereinander verwandt sind und, abgesehen von den Masai, der großen Völkerfamilie der Bantuneger zuzuzählen sind. Unser Bild zeigt (links) einen Jüngling vom Meru und (rechts) ein Mädchen aus der westlichen Kilimandjarolandschaft Madschame. Charakteristisch sind die Sattelnase und die aufgeworfenen wulstigen Lippen.

14. Bild: Dschaggakrieger.

Ist der Dschaggakrieger beschritten, so gehört er, nachdem er eine mit der Beschneidungsfeier verbundene Weihe erhalten hat, zu den Kriegern und trägt als solcher den eisernen Speer, den lebernen Schild, Schwert und Keule. Um den Kopf wird ein Schmuck aus Straußensehern gelegt, die Halskrause besteht aus Federn des Steppenhuhns. Zur weiteren Ausrüstung gehören Perlen- und Amulettenketten um den Hals, ein Kettchenschmuck in den Ohrläppchen, Schmuck an den Armen und Beinen. Die alten einheimischen Waffen sind jetzt selten geworden. Die Dschagga liebten es, auch in diesem Punkte die Masai nachzuahmen. Früher lebten die einzelnen Landschaften fast beständig im Krieg miteinander. Die europäische Herrschaft sorgte für Frieden, und die Waffen wurden seitdem vielfach zu Ackergeräten umgeschmiedet.

15. Bild: Häuptling Salema.

Das Dschaggaland zerfällt in eine ganze Reihe größerer oder kleinerer Landschaften. Über jeder Landschaft steht ein Häuptling (mangi). In früheren Zeiten hatte der Häuptling unbedingte Gewalt über Leben und Tod, Besitz und Habe seiner Untertanen. Unser Bild zeigt den Häuptling Salema von Moschi, den Halbbruder und Nachfolger des verstorbenen Meli, der schließlich durch den Strang hingerichtet wurde. Salema war ein wohlbeleibter, gutmütiger Mann, der der Mission freundlich gegenüberstand. Er besuchte regelmäßig die Sonntagsgottesdienste und hat manchen heidnischen Brauch in seinem Lande abgeschafft. Zum Christentum trat er jedoch nicht über.

16. Bild: Schangali und Ngolelo.

Ein Zeitaenosse des Meli war Schangali, der Häuptling von Moschame, der durch unsere Berichte den Missionsfreunden bekannt geworden ist. 1901 entsagte er, der politischen Unruhen müde, freiwillig der Häuptlingswürde. Er wollte gern „das irdische Reich lassen, um das himmlische zu erlangen“. An seine Stelle trat sein Halbbruder Ngolelo (links im weißen Gewand). Später wurde Schangali wieder in das Häuptlingsamt eingesetzt. Auch er ist trotz guter Vorsätze nie Christ geworden, wie man längere Zeit hoffte.

17. Bild: Hütte im Moschi-Stil.

Die Dschagga leben in runden, aus Stangen zusammengebundenen Hütten. In den östlichen Landschaften werden diese mit Stroh, in den westlichen mit Bananenrinde gedeckt. Die Negerhütte hat die Form eines Kegels, der in den östlichen Landschaften spitz, in den westlichen abgestumpft ist und dann wie ein Bienenkorb aussieht. Sie hat einen einzigen Zugang. Fenster kennt man nicht. Das Innere ist in verschiedene Teile geteilt: einen Schlafraum, einen Vorratsraum und einen Stand für Rinder und Klein-

vieh. Mitten durch die Hütte geht ein Gang, der zum Futtervorlegen dient und in dem sich die Herdstelle befindet. Gekocht wird auf drei Herdstellen in Tontöpfen. Die Hütte auf unserem Bilde ist im Stil der Landschaft Moschi gebaut.

18. Bild: Hütte im Madjame-Stil.

Diese dagegen zeigt die Bauart, die in der Landschaft Madjame gebräuchlich ist. Die Hütten der Dschagga sind von einem Hof umgeben, der mitten in oder an einer Bananenpflanzung liegt. An diese Pflanzung schließen sich die Felder, die allerdings in ihrer Lage wechseln, da abgeerntete Felder eine Zeitlang brachliegen. Am Eingang der Hütte steht Samuelli mit seiner Frau Elisabeth, das erste christliche Ehepaar, außerdem Kostschüler.

19. Bild: Gruppe von Krieger.

Eine Gruppe von Krieger am Meruberge. Es sind größtenteils Masai, junge Burken, die nur Keule und Stock tragen, und zünftige Krieger, mit dem Speer bewaffnet. Diese Art Leute waren es, die im Oktober 1896 im Verein mit Leuten aus Aruscha unsere Missionare Ovir und Segebrock in Akeri ermordeten.

20. Bild: Zauberer Makimende.

Eine große Rolle spielen bei den heidnischen Dschagga die Zauberer. Sie üben verschiedene Funktionen aus. Man sucht bei ihnen in Krankheitsfällen Rat und Hilfe. Sie bringen oder verschrecken aber auch den Regen, und bei Beschneidungs- oder anderen Festen führen sie die Zeremonien aus. Unser Bild zeigt den Zauberer Makimende aus Marangu, der 1898 das Dschaggaland durchzog und die Bevölkerung seinen Zaubertrank, das „Uri“, trinken ließ. Die „Uri“ galt als ein Mittel gegen Verzauberung, Krankheit, Diebstahl usw. Makimende machte ein gutes Geschäft mit seinem Trank. Denn allein aus der Landschaft Madjame nahm er mehrere Rinder und 31 Ziegen als Lohn mit fort. Der stille Einfluß der Zauberer ist ein starkes Hindernis für die Missionsarbeit. Aber er spielt heute schon längst nicht mehr die Rolle wie früher.

21. Bild: Heidenpredigt in Aruscha.

Wenn sich der Missionar einigermaßen häuslich eingerichtet und die Sprache der Eingebornen bis zu einem gewissen Grade gelernt hat, so daß er sich verständlich machen kann, dann beginnt die eigentliche Missionsarbeit an den Heiden, je nach den Umständen wird es Schultätigkeit oder Heidenpredigt sein. Unser Bild läßt uns einen Blick in einen Gottesdienst mit Heidenpredigt tun. Missionar Fokken (links) predigt unter freiem Himmel den am Boden kauenden Hörern in der Masaisprache.

22. Bild: Schule in Madschame.

Von großer Bedeutung für die Missionsarbeit ist aber auch das Schulwesen. In unserer ostafrikanischen Mission bestehen zurzeit 84 Schulen. Vor dem Kriege waren es 97. Damals fanden sich durchschnittlich 8600 Knaben und Mädchen zum Unterricht ein. Sie wurden in allen Fächern einer deutschen Volksschule unterrichtet und zeigten zum Teil großen Eifer und eine gute Begabung. Die Schulen in der Landschaft, aber auch auf den Hauptstationen werden von eingebornen Lehrern bedient, jungen Leuten, die zum großen Teil eine längere Fachausbildung erhalten haben. Der Krieg hat im Schulwesen viel zerstört, bei Eintritt normaler Zustände darf aber auf eine Besserung gehofft werden.

23. Bild: Die Kleinsten in der Schule.

Mit dem sechsten Lebensjahr pflegen die Kinder in die Schule aufgenommen zu werden, und sie besuchen sie dann sechs bis sieben Jahre. Wenn ältere Leute — was auch häufig vorkommt — in die Geheimnisse der Lese- und Schreibkunst einzudringen wünschen, so werden sie in besonderen Klassen unterrichtet. Im allgemeinen lernen die schwarzen Kinder schnell. Viele aber kommen über eine mäßige Grenze nach oben nicht hinaus. Wir sehen hier die kleinsten Schülerinnen von Moschi. Sie werden von einer Lehrerin unterrichtet.

24. Bild: Kleinkinderschule in Mamba.

Eine unserer Missionslehrerinnen (Fräulein E. Seesemann) hatte in Mamba eine Kleinkinderschule für Kinder vor dem schulpflichtigen Alter eingerichtet. Sie sammelte die Kinder, besonders aus christlichen Häusern, täglich einige Stunden um sich, sang und spielte mit ihnen und ließ sie kleine Handarbeiten machen. Die Kinder wurden auf diese Weise für einen geregelten Schulunterricht vorbereitet und an Ordnung, Pünktlichkeit und Reinlichkeit gewöhnt. Den Eltern aber, die tagsüber in der Arbeit waren, wurde eine Last abgenommen. Das war der Anfang unserer Frauenmission in Afrika.

25. Bild: Kapelle im Bau.

Am Kilimandjaro gibt es keine zusammenhängenden Dörfer. Die Schwarzen wohnen in einzelnen Gehöften über das ganze Land verstreut. Das erschwert die Heidenpredigt. Man suchte deshalb sehr bald die Eingebornen an regelmäßigen Gottesdienstbesuch zu gewöhnen. Die ersten gottesdienstlichen Räume auf den Stationen, meist Schulkapellen, in denen sowohl Gottesdienst wie Schulunterricht gehalten wurde, bestanden aus Holzfachwerk, das mit Lehm ausgefüllt war, und hatten ein Dach aus Bananenrinde. Nicht selten ließ der Häuptling solche Kapellen von seinen Untertanen ohne Entgelt errichten.

26. Bild: Inneres einer Kapelle.

Alle Bauten muß der Missionar selbst überwachen. Sonst wird selten etwas Rechtes daraus. Auch liegt es ihm ob, das Innere der Kapellen würdig und schön zu gestalten und auszuschnücken. In allen Kapellen wurden einfache Bänke angebracht, die rechte Seite für die Männer, die linke für die Frauen. An den Wochentagen erwiesen sie sich für den Schreibunterricht sehr nützlich. Unser Bild zeigt das Bild einer einfachen Kapelle aus der Anfangszeit. Später hat unsere Mission auch schöne große Steinkirchen gebaut.

27. Bild: Eingestürztes Lehmhaus.

Die Lehmgebäude sind nur ein Nothbehelf. Länger als vier bis fünf Jahre stehen sie selten. Die Säulen im Erdboden verfaulen mit der Zeit, Feuchtigkeit, Wind und Regen arbeiten auflösend an ihnen. Die schlimmsten Zerstörer aber sind die Termiten, die weißen Ameisen, die das trockene Holzwerk zerfressen. Ein heftiger Windstoß oder ein anhaltender Regen genügt oft, um das Haus zum Einstürzen zu bringen.

28. Bild: Brettersägen im Walde.

Darum war sehr bald unsere Lösung: besser und haltbarer bauen! Die Lehmgebäude möglichst ausschalten, statt dessen mit Stein und Kalk mauern und haltbare, gute Hölzer fürs Gebälk verwenden! Da geht's mit Brettersägen und Äxten hinauf in den Bergwald oder hinunter in den Steppenwald, wo die Riesenbäume stehen, und frisch an die Arbeit! Im kühlen, feuchten Wald! Die Eingebornen haben im Lauf der Jahre schon Brettersägen gelernt. Manche tun diese Arbeit ganz selbständig ohne Aufsicht des Europäers.

29. Bild: Steingewinnung. I.

Die Balken und Bretter sind nun vorhanden und müssen trocknen. Dann werden Steine herbeigeschafft, viele Steine. Denn es soll eine Steinkirche gebaut werden. Man läßt Feldsteine sammeln. Reichen diese nicht aus, so werden Felsen gesprengt. Mit Stahlmeißeln werden Löcher in große Steinblöcke gebohrt, damit man Dynamit einlegen und die Blöcke auseinandersprengen kann.

30. Bild: Steingewinnung. II.

Die Bruchstücke sind, wo nötig, zu behauen, zuzurichten. Dann müssen die Steine zur Baustelle transportiert werden. Das geschieht je nach dem Gewicht durch Träger, auf Tragbahren oder Karren.

31. Bild: Steintransport.

Zur Bedienung des Steinkarrens sind mehrere Arbeiter erforderlich. Wir sehen hier acht Mann bei dem kleinen eisernen Wagen. Die Arbeiter, besonders die christlichen, sind mit Lust bei der Arbeit, wenn es gilt, ein schönes Steingebäude aufzuführen.

32. Bild: Fertiger Kalkmeiler.

Bei wichtigen Gebäuden wird zum Binden der Steine Kalk verwendet. Er verbürgt einen längeren Bestand. Das führt uns hinunter in die heiße Steppe, in der sich bei Zusammenflüssen von Gewässern Kalkhügel finden. Der Kalkstein wird mit scharfen Werkzeugen ausgebrochen und auf einer dicken Schicht Brennholz zu Meilern geschichtet. In einem solchen Meiler ist eine Unmenge Holz erforderlich.

33. Bild: Kalkmeiler in Brand.

Ist der Meiler fertig geschichtet, so wird das Holz in Brand gesetzt. Mit mächtiger Flamme brennt und glüht der Meiler vielleicht ein paar Tage. Ist das Holz endlich niedergebrannt, so wird der Kalk mit Wasser gelöscht und zerfällt zu Pulver. Die Arbeiter holen das Wasser in großen Blechgefäßen aus dem nächsten Bach und gießen es auf den glühenden Kalk.

34. Bild: Kirche zu Mamba.

Unsere erste Steinkirche am Kilimandjaro war die zu Mamba. Sie ist aus mächtigen Steinblöcken unter Verwendung von Kalk erbaut, trägt einen festen und doch gefälligen Dachstuhl und ist mit Wellblech gedeckt. Unser Bild zeigt die Kirche im Bau. Sie war 1910 im großen und ganzen vollendet und faßt ungefähr tausend Menschen. Die Gemeinde ist dort stark gewachsen, so daß für die Heiden besondere Gottesdienste gehalten werden müssen.

35. Bild: Kirchlein zu Moschi.

Die Nachbarstation Moschi hat ein viel kleineres und bescheideneres Kirchlein, obwohl die Gemeinde größer ist als die von Mamba. Das Modell des Moschikirchleins wurde lange als Sammelbüchse benutzt und ist unseren Missionsfreunden wohl bekannt. Die Kirche war der erste Steinbau, der nur mit Hilfe von Dschaggaarbeitern ohne Hilfe von Küstenmaurern gebaut wurde. Im Innern sind feste Sitzbänke ohne Lehnen, ein Altar mit einem Originalgemälde, den guten Hirten darstellend, eine Kanzel aus Holz und ein großes Harmonium. Auch ein Taufstein aus Holz, heilige Gefäße auf dem Altar und zwei Glocken im Türmchen fehlen nicht. Jetzt wird in Moschi eine neue Kirche gebaut, da die alte die Christen scharen nicht mehr faßt.

36. Bild: Kirchgänger in Madjame.

Der Besuch der Gottesdienste ist natürlich nicht an jedem Sonntag der gleiche. Doch stellten sich vor dem Kriege zuletzt jeden Sonntag durchschnittlich neuneinhalbtausend Menschen, Christen und Heiden, zu den Gottesdiensten ein, um der Verkündigung des Wortes zu lauschen. Wir haben hier eine Gruppe von Kirchgängern auf der Missionsstation Madjame vor uns. Die Christen erscheinen zum Gottesdienst in sauberen Gewändern und sonntäglich ge-

waschen. Sie verhalten sich während der Feier nicht nur ruhig, sondern auch anständig und aufmerksam. Mancher Heide hat aus dem Gottesdienst tiefe Eindrücke mitgenommen und sich dann zur Taufe gemeldet.

37. Bild: Mädchen mit Kind auf dem Arm.

Auch Knaben und Mädchen fehlen im Gottesdienst nicht. Und manchmal bringen wohl die größeren Mädchen ihre kleinen Geschwister auf der Hüfte mit oder die junge Frau ihren Säugling. Anders geht es ja nicht, wenn sie nicht den Gottesdienst veräumen wollen. Schreit dann das Kind im Gottesdienst, so wird es hinausgetragen, bis es sich beruhigt hat.

38. Bild: Gebirgsfluß.

Der Kirchgang ist nicht immer so einfach und bequem wie bei uns. Das Dschaggaland ist von zahlreichen Flüssen, Bächen und Rinnalen durchfurcht. Da müssen die Kirchgänger auf ihrer Wanderung häufig bergauf, bergab steigen. Unser Bild gibt uns eine Vorstellung von den afrikanischen Verkehrsschwierigkeiten.

39. Bild: Missionshaus in Aruscha.

Wie für bessere Kapellen, so sorgte die Mission nach und nach auch für bequemere Wohnungen der Missionsarbeiter.

In dem älteren Missionshaus in Aruscha, das uns unser Bild zeigt, wurden Bretterfußböden gelegt. Das Haus hat einen schönen, festen Dachstuhl und ist mit selbstgebrannten flachen Dachziegeln gedeckt. Das Ziegeldach hat vor dem sonst üblichen Wellblechdach den Vorzug, daß es die Hitze besser abhält. Die Küche, die häufig in einem besonderen Gebäude untergebracht ist, ist hier ins Haus selbst verlegt.

40. Bild: Christliches Freundespaar.

Neben dem Christentum und häufig vor ihm dringt die europäische Zivilisation ins Land ein. Sie beeinflusst nicht selten die Eingebornen ungünstig. Das macht sich auch in der Kleidung geltend. Statt der ursprünglichen Fellkleidung, die praktisch und kleidsam war, tragen sie schon seit längerer Zeit Baumwollenzug, das sie beim indischen Krämer kaufen, meist ein größeres Stück Zeug, das über der rechten Schulter geknüpft wird. Oder sie tragen das Kanzu, das lange, weiße, arabische Hemd. Wir haben es aber nie gern gesehen, wenn sie sich europäische Kleidung zulegte. Sie steht ihnen nicht und entfremdet sie ihrem Volkstum und ihren einfachen Sitten.

41. Bild: Afrikanischer Lump.

Die kostspielige europäische Kleidung wird von den Schwarzen möglichst ausgenutzt und ein vom Europäer abgelegtes Kleidungsstück noch lange getragen, bis es schließlich wieder verkauft oder verschenkt wird. Im letzten Stadium macht solcher Anzug begreiflicherweise keinen schönen Eindruck mehr. Hier ein afrikanischer

„Lump“, der in abgelegten europäischen Kleidungsstücken, von denen keins seinen Körpermaßen entspricht, sich noch groß tut.

42. Bild: Christliches Volksfest. I.

Mit dem Heidentum gibt der Neger vieles auf, was bis dahin sein Herz erfreute, manche Festlichkeiten, wie Geisteropfer, Trinkgelage beim Häuptling oder bei Familienfeiern, nächtliche Tänze. Es gilt deshalb als Regel, den Eingebornen, die Christen geworden sind, in etwas einen Ersatz für ihre verlorenen heidnischen Feste zu bieten und Festlichkeiten zu schaffen, die ihren Trieb nach Geselligkeit befriedigen, ohne dem christlichen Geiste zu widersprechen. So wurde zum erstenmale 1908 während der Konferenz in Namba ein christliches Volksfest gefeiert. Es fiel zur allgemeinen Befriedigung aus und wurde deshalb später bei jeder Konferenz wiederholt. Es hat mit dazu beigetragen, die verschiedenen Stämme einander näherzubringen. Am Vormittag hält ein Missionar den zahlreich Versammelten die Festansprache. Nach ihm reden eingeborne Lehrer, Älteste und andere.

43. Bild: Christliches Volksfest. II.

Der Nachmittag wird dann ausgefüllt durch allerlei Spiele: Wettlaufen, Sackhüpfen, Wassertragen, Klettern usw. Auch die Erwachsenen beteiligen sich daran und freuen sich wie die Kinder. Dem Sieger winkt ein kleiner Preis in Gestalt eines bescheidenen Geschenks. Ein Negerherz ist schnell erfreut und zufriedengestellt. Eine Schachtel Streichhölzer, ein paar Nadeln, ein Büchlein, ein Bildchen oder ähnliches genügen, um strahlende Freude zu wecken.

44. Bild: Bezirksamt in Aruscha.

Wir müssen aber auch einen Blick auf die Plätze werfen, an denen die deutsche Verwaltung ihren Mittelpunkt hatte. Der Hauptsitz der Verwaltung des Bezirks Moschi war Moschi, der Sitz des Bezirksamts. In Aruscha war eine Nebenstelle eingerichtet. Unser Bild zeigt das Bezirksamtsgebäude in Aruscha, das unter starker Heranziehung der widerpenstigen Aruschaleute von europäischen Offizieren und Unteroffizieren erbaut wurde. Die Station, auf deren Turm die Reichsflagge wehte, machte in ihrer großen, schönen Anlage den Eindruck eines echten Herrensitzes. Für uns heute nach dem Verluste der Kolonien ein wehmütiger Anblick.

45. Bild: Zahme Zebras.

In Aruscha hat man Versuche mit der Zählung von Zebras gemacht, die im einzelnen Falle erfreuliche Resultate erzielte. Aus dem Zebra aber ein brauchbares Reittier für die Schutztruppe zu machen, ist nicht gelungen.

46. Bild: Zebra mit Zebroid.

Auch der Versuch ist gemacht, das Zebra mit dem Maultier zu kreuzen. In Südrussland haben sich diese Zebroiden (Kreuzung von

Zebra und Maultier) als sehr kräftige, leistungsfähige Zugtiere
3. B. für den Ackerpflug erwiesen, leider aber auch als steril.

47. Bild: Europäischer Hahn.

Volkswirtschaftlich als nutzbringender hat sich die Einführung eines anderen Tieres erwiesen, des europäischen Huhns. Die Hühner der Eingeborenen sind, weil sie nicht gepflegt werden, sehr klein und legen sehr kleine Eier. Die Einführung des europäischen Huhns war deshalb ein wesentlicher Fortschritt, auch für die Haushaltung der Missionarsfamilie.

48. Bild: Markthalle in Aruscha.

In Aruscha gibt es eine Markthalle, in der die Eingebornen ihre Waren, wie Bananen, Mais, Bohnen, Milch, Bier gegen Bargeld zum Verkauf bringen. Da hier eine größere Zahl von europäischen Familien leben, Beamte, Offiziere, Unteroffiziere, Pflanzler, Apotheker usw., so finden die Eingebornen einen guten Verdienst.

49. Bild: Masaisfrauen.

Die Bewohner Aruschas sind ein Mischvolk aus Masai und Dschagga. Die Masai waren einst als Viehräuber der Schrecken der sesshaften Bantustämme. Später wurden sie von der Regierung in bestimmten Bezirken (Reservaten) angesiedelt, deren Grenzen sie freilich in ihrem Freiheitsdrang und ihrer Raublust öfters überschreiten. — Während die Männer fast unbekleidet gehen, hüllen sich die Frauen vollständig in Felle ein. Sie tragen außerdem Spiralen aus Eisen-, Messing-, und Kupferdraht um den Hals, an Armen und Beinen, kleinere Spiralen sind durch Riemen im Ohrläppchen befestigt.

50. Bild: Ansiedlung von Deutschrussen.

Der Zuzug von Europäern nahm in der Kolonie mit der Zeit stark zu. Nahe bei unserer Station Ukoaranga am Meru waren eine Zeitlang Deutschrussen angesiedelt. Sie bildeten die Kolonie Leganga oder Leudorf, wie sie nach dem Leiter, Hauptmann Leue, genannt wurde. Es waren zehn Familien, die in verschiedenen Trupps durch ein Besiedlungskomitee vom Kaukasus nach dem Meru verpflanzt waren und sich hier unter deutschem Schutz niedergelassen hatten. Die Siedlung hatte aber keinen rechten Bestand. Die Leute erwiesen sich als keine guten Kolonisten. Im Mai 1908 schlossen sich neun Familien und zwei einzelstehende Männer zu einer lutherischen Gemeinde zusammen, die von Missionar Schachschneider geistlich bedient wurde.

Wie einmal in Zukunft die Siedlungsverhältnisse in unserem früheren Schutzgebiet sich gestalten werden, wissen wir nicht. Hoffentlich wird einmal auch deutsche Arbeit wieder in vollem Umfang zu ihrem Rechte kommen. Möchte dann alle Arbeit getragen sein von dem Geiste des Christentums und von wahrhaft christlicher Kultur Zeugnis ablegen. Denn nur das Christentum bringt den Völkern Segen und Frieden.